

Thomas Söding

Mehr als Ritus und Ethos

In der Antike gibt es eine klare Aufgabenverteilung. Religion ist für die Politik da. Sie garantiert, dass die Gesellschaft zusammenhält. Sie entwirft ein System von Riten, Opfern, Kulte und Prozessionen, das die Ansprüche der Götter befriedigt, ihren Zorn besänftigt und ihre Gunst sichert. Religion ist keine Glaubensfrage, sie ist ein Ausdruck von Loyalität. Der lateinische Fachausdruck heißt *pietas*: Frömmigkeit, Traditionsbewusstsein, Zugehörigkeit.

Mit Ethik befasst sich die Religion nicht. Für Ethik ist die Philosophie zuständig. Sie ist in der Antike hoch gebildet. Sie reflektiert, was Freundschaft und Verantwortung sind. Sie begründet Sympathie, Mitleidsfähigkeit, als tiefe Menschlichkeit. Sie feiert die Großzügigkeit, die Menschenfreund-

lichkeit, die Ehrlichkeit – wenn sie auch immer nur diejenigen in den Blick nimmt, die es sich leisten können, kaum einmal aber die Armen, die Fremden, die Sklavinnen und Sklaven. Die Philosophie kann damals begründen, warum es zum Ethos eines Menschen gehört, religiös zu sein. Aber sie kann nicht die Gottesverehrung selbst prägen: Der Gott der Philosophen ist zu weit weg, zu abstrakt, zu unbewegt.

Es ist das Judentum und in seiner Nähe das Christentum, das diese Aufgabenteilung kritisiert. Wenn es nur einen Gott gibt, ist er für alles zuständig: für das eigene Volk wie für alle Völker, für das eigene Leben wie für die ganze Welt. Die grundumstürzende Erfahrung, die sich Israel vergegenwärtigt, ist, von Gott geliebt zu sein: so unbedingt, dass für andere Götter gar kein Platz mehr sein kann. Diese Liebe, die Gott schenkt, braucht eine Antwort, die das ganze Leben prägt: die Liebe zu Gott, die in Fleisch und Blut übergeht, sodass sie auch die Liebe zum Nächsten begründet. Die beiden Tafeln der Zehn Gebote halten diesen Zusammenhang für alle Zeiten fest. Opfer und Gebet können und müssen ihn zum Ausdruck bringen, ebenso wie Fürsorge und Solidarität

Durch Jesus entfaltet die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe eine universale Kraft. Der eine Gott ist der Gott für alle Menschen. Dieser Glaube hat Geschichte geschrieben. Durch ihn hat sich die Welt verändert – und verändert sie sich fortwährend weiter. Unter allen Völkern entsteht die Kirche. In allen Muttersprachen dieser Welt kann in gleicher Weise Gott verkündet, gedankt, gelobt und gepriesen, aber auch Gott angeklagt und gebeten werden. Die urbiblische Einheit von Land, Volk und Gesetz wird globalisiert: Gottes eigenes Land ist die ganze Erde. Gottes eigenes Volk besteht aus allen Völkern. Gott eigenes Gesetz ist Mensch geworden: in Jesus.

In der jüdischen und der christlichen Überlieferung pocht das lebendige Herz eines Glaubens, der Gottes Liebe erfahren hat – und nach Möglichkeiten sucht, sie auszudrücken, um sie intensiver zu spüren und nicht für sich zu behalten, sondern zu verströmen. Dadurch entstehen neue Riten: in der Kirche vor allem die Taufe und die Eucharistie, das Bad der Wiedergeburt und die Vorwegnahme der Tischgemeinschaft im vollendeten Reich Gottes. Es entsteht auch ein neues Ethos, wie Jesus es in der Bergpredigt zusammenfasst, um das Gesetz zu erfüllen, mit der Feindesliebe als Spitze und dem Vaterunser als Stütze.

Es entsteht aber vor allem eine Spiritualität der Einzelnen wie ihrer Gemeinschaft, ohne die jeder Ritus hohl und jedes Ethos flach würde. Das Wort Spiritualität verweist auf den Heiligen Geist. Das ist die tiefe Glaubensüberzeugung, die sich im Namen Jesu verbreitet: dass Menschen nicht vor Gottes Geist abgeschottet sind, sondern dass er sie erfüllt und verändert. So

ist ihnen Gott nicht fremd, sondern näher, als sie selbst sind. So können sie beten, wie sie es nie könnten, wenn sie nicht inspiriert würden. So können sie auch im Gesicht ihres Nächsten Gott selbst entdecken, dessen Bild Jesus Christus ist.

Mit diesem Anspruch und mit dieser Demut ist die Kirche des Anfangs in die Welt aufgebrochen – und hat auf ihrem Weg durch die Zeiten alle Fehler gemacht, die man nur machen kann: den Glauben als Waffe benutzt, die Liebe als Fessel, die Hoffnung als Narkotikum. Gott sei Dank ist auch die Unruhe des Anfangs lebendig geblieben, die Kritik an der Heuchelei, an der Korruption, am Machtmissbrauch – und die Motivation, einen neuen Anfang zu wagen, der die Vergangenheit nicht vergisst, aber die Zukunft eröffnet.

Gegenwärtig brechen die Dissonanzen der antiken Kultur mitten in der Kirche auf. Es gibt einen neuen Ästhetizismus, der sich in alten Riten gefällt und Gegenwelten zur Bildsprache der Moderne entwirft. Es gibt auch sehr viel schnittige Designerware, die der Mode folgt. Weder das eine noch das andere hilft. Wenn dem Konzil etwas gelungen ist, dann die Liturgiereform, die so gut ist, dass sie weder das Alte schlechtreden muss noch das Rad immer neu zu erfinden braucht. Gerade für diejenigen, die der Gottesdienstfeier nicht vorstehen, ist es äußerst willkommen, einfach nur im Rahmen der geltenden Ordnungen das Wort Gottes zu hören und Gott zu loben. Und wenn es dazu dann auch noch eine gute Predigt gibt, lacht das Herz.

Gegenwärtig gibt es aber noch stärker die Gefahr der Moralisierung des Evangeliums. Es ist selbstverständlich, dass sich die Kirchen zu individual-ethischen und zu sozialetischen Themen zu Wort melden müssen. Sie haben die Globalisierung vor Augen, inzwischen auch die Menschenrechte. Sie haben dafür gesorgt, dass die Sozialpflichtigkeit des Eigentums ins Grundgesetz geschrieben wurde. Sie verteidigen Ehe und Familie, die älter sind als der Staat.

Aber es ist seit der Aufklärung eine große Versuchung, das Christentum durch Ethik zu rechtfertigen – wo es doch umgekehrt durch den Glauben an Gott Werte und Normen, Tugenden und Caritas begründet. Wer die Welt nicht als ein auf sich selbst rückbezogenes System, sondern als Schöpfung sieht, hat einen anderen Blick für das Leiden und den Schrei aller Kreatur nach Erlösung, wovon Paulus spricht. Wer den Menschen nicht nur als Produkt der Evolution, sondern als Ebenbild Gottes sieht, kann über Grenzen gehen, ohne sich selbst zu verleugnen.

Im 19. Jahrhundert war es die große Aufgabe der Kirche, eine Antwort auf die soziale Frage zu geben: durch Schulen und Krankenhäuser und Arbeitervereine, durch eine fundierte Soziallehre. Im 20. Jahrhundert musste es gelingen, der Glaubensfeier eine neue Form zu geben. Im 21. Jahrhundert

stellt sich unabweisbar die Gottesfrage in einer Welt der vielen Religionen und der vielen, die mit Religion nichts anfangen können.

Der lebendige Gott ist der wahre Gott. Er ist der Gott der Erwartung und der Zukunft, der Reform und der Bekehrung. Er ist der Gott der Auferstehung, der Gott Jesu Christi. So steht es im ältesten Text des Neuen Testaments (1 Thess 1,8–10). So bleibt es heute aktuell.

Prof. Dr. Thomas Söding, Lehrstuhlinhaber für Neutestamentliche Exegese, Bochum.